

Yusuf Mirzanlı

Der Paradiessucher



Verlag Andrea Schröder

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.d-nb.de abrufbar.

Text und Coverfotografie: Yusuf Mirzanli

Lektorat: Sabine Kirfel

ISBN 978-3-98648-034-9

1. Auflage

Verlag Andrea Schröder, Inhaber Jens Koch, Bernau

www.verlag-andreaschroeder.com

© 2023 Verlag Andrea Schröder, Inhaber Jens Koch

Der Paradiessucher

Die dickliche, nicht mehr junge Krankenschwester, die ihr schwarz gefärbtes Haar in einem Pferdeschwanz trug, schob das Bett den weiß getünchten langen Flur entlang und sprach zu dem Patienten Worte, die ihn beruhigen sollten. Dieser nickte ab und zu, aber was sie sagte, war ihm egal. Er betrachtete die Lampen, die an der Decke wie große, weiße Luftballons hingen. Als er an der dreizehnten Lampe war, stoppte sie das Bett und sagte von der Anstrengung schwer atmend: „So, da wären wir.“ Sie klingelte an einer zweiflügeligen Tür aus mattem Glas. Daraufhin erschien ein Pfleger, grüßte und schob den Patienten in einen kühlen Raum. Zwei Hände bedeckten ihn mit einem grünen Tuch. Gleichzeitig umringten ihn eine Frau und drei Männer, die Kittel in der gleichen Farbe trugen, auch die gekachelten Wände waren grün. „Guten Tag. Wir werden Sie jetzt operieren“, hörte er die Frau sagen, bevor sie ihren Mundschutz anlegte. Sie nahm seine linke Hand, suchte auf dem Handrücken nach einer Vene, stach hinein und fragte dabei nach seinem Namen und Alter. Als ihm sein Name gerade über die Lippen kommen wollte, leuchtete das Licht in der Lampe, die über ihm wie ein überdimensionaler Teller schwebte, grell auf und erlosch bei seinem nächsten Atemzug.

Hinter ihm hatte sich die Donau im Dunst verloren, und schon sieht Behram das Schwarze Meer unter sich. Nach ein paar Augenblicken kann er in der Ferne den Euphrat erahnen mit seinen tobenden Stromschnellen, die sich in weißer Gischt verlieren. Er schwebt über Wälder und Täler dahin und befindet sich unversehens in Dersim, auf dem Grat eines Berges, dessen Hänge dichte Eichenwälder tragen. Ein paar Mal holt er tief Luft und saugt

den würzigen Duft der unberührten Natur ein. Zwischen zwei Felsen wird er eines Weges gewahr, auf dem sich Menschen bewegen, ihre Füße lassen Staubwolken zurück. An der Spitze des Zuges bemerkt er eine Frau auf einem Pferd, eingehüllt in ein dunkelblaues Tuch. In ihr erkennt er seine Mutter. Vor ihr sitzt ein etwa zweijähriges Mädchen und hinter der Mutter, die Arme um deren Taille geschlungen, versucht er selbst, der etwa sechsjährige Behram, das Gleichgewicht zu halten. Hinter dem Pferd trotten seine älteste Schwester und sein Bruder. Müde setzen sie langsam einen Fuß vor den anderen. Der wegen seiner dunklen Haut „Muro“ genannte ältere Bruder, er sieht tatsächlich wie ein Inder aus, gibt klagende Laute von sich: „Neeeiin, ich will nicht mit, alle meine Freunde sind im Dorf geblieben und alle meine Hühner auch!“ Das Gejammer des Jungen geht Onkel Alihan auf die Nerven. Er führt das Pferd am Zügel, wischt sich ständig den Schweiß von der Stirn, wendet ständig seinen Kopf nach hinten und ist hin und her gerissen zwischen den Möglichkeiten, seinen Neffen zu trösten oder ihn zu verfluchen.

In jenem Jahr kam der Frühling mit Verspätung. Es war die letzte Woche im Mai, aber es regnete und war kalt. Die Sonne, die ihr Gesicht nicht zeigen wollte, spielte mit den Wolken Verstecken. Es war Sonntag und die Bewohner des Viertels am Rande der großen Stadt pilgerten um den kleinen See.

Wenn die Wolken ihres Spiels müde wurden und die Sonne durchbrach, erschien das Wasser blau, um bald darauf wieder das bleierne Grau des Himmels anzunehmen. Ein paar Schwäne und Enten ließen sich ganz dicht am Ufer geduldig treiben und erwarteten von den Seebesuchern Brotstücke. Die Blesshühner sah man nicht, nur ihre schrillen Rufe tönten aus dem trockenen Schilf der kleinen Insel. Der um den See führende Fußweg war von blühenden Kastanienbäumen gesäumt, die weisen Mönchen gleich ihre Blicke auf den Spaziergängern ruhen ließen. Hier und dort wuchsen Eichen, machtvoll und diszipliniert in die Höhe und Breite. Einst Symbol eines stolzen Vaterlandes schauten sie auch jetzt noch selbstbewusst und, als würden sie den Park bewachen, auf die Menschen herab.

Als der „Schäfersee“ seinen Namen bekam, vielleicht vor hundert Jahren, tranken sich Schafe an seinem Wasser satt und grasten an seinem Ufer. Bestimmt war er damals schön und sauber! Heute umringten ihn Häuserblöcke und als ob er von oben auf seine Erlösung wartete, schaute er flehend in den grauen Himmel. Auf seiner Oberfläche dümpelten Flaschen, die die örtlichen Alkoholiker hineingeworfen hatten, und schwammen den Enten und Schwänen zugedachte Brotreste. Der See schien zu atmen wie ein alter und kranker Mann, tief und geräuschvoll.

Um den See kreisten Spaziergänger und unter ihnen ging langsamen Schrittes ein Mann im mittleren Alter. Seine Haare waren schon lange grau und sein Bauch ragte ein Stück nach vorn. Neben ihm lief ein Junge, der versuchte, seine Schritte denen des Mannes anzupassen. Die beiden trennten sich von den anderen Spaziergängern und steuerten auf eine Bank zu, deren Holz vor einer Vielzahl hässlicher Graffiti kaum zu sehen war und die unter einer Birke, vor einem großen grünen Rasenleck, stand. Links, drei Meter entfernt, befanden sich zwei ähnliche Bänke, auf denen Rentner saßen.

Die drei Frauen und drei Männer redeten so laut, dass es klang, als beschimpften sie sich, und die anderen Leute blieben in Erwartung einer Prügelei stehen. Erst als die Seebesucher sicher waren, dass nichts passieren würde, liefen sie weiter. Der Mann mit dem Jungen setzte sich kerzengerade hin, indem er seinen verlängerten Rücken in Richtung der Banklehne schob: „Die Jugos sind jeden Mittag hier. Frauen und Männer sitzen extra und krächzen wie die Raben. Danach verschwinden sie, schön grüppchenweise, wie sie gegessen hatten.“ Der Mann verfiel wieder in Schweigen und blickte auf seinen Sohn, dem er den Doppelnamen Joshua-Çem gegeben hatte. Der Junge tippte auf seinem Handy herum und war in sein Rennautospiel vertieft, das ihm sein Vater zu seinem letzten Geburtstag geschenkt hatte.

Als der Junge nur „He?“ antwortete und sein Spiel nicht unterbrach, fing Behram, das war der Name des Mannes, an, mit sich zu hadern. „Ja, das ist die neue Generation. Alle menschlichen Kontakte sind technisiert. Wir bemühten uns um die Veränderung der Welt, und unsere Kinder sind von der Technik abhängig und wollen damit nichts als Spaß haben. Und wenn die Technik nicht mehr reicht, kommen die Drogen.“

Was haben wir falsch gemacht? Verstehen wir die Welt nicht mehr, oder sind wir nur müde ...?

In solche Gedanken war Behram versunken, als jemand seinen Finger in seine Rippen stieß, so dass er wie von einer Tarantel gestochen von der Bank sprang. Sein Sohn beobachtete lachend das Schauspiel.

„Ich habe dich gerade was gefragt, aber du hörst mir nicht zu. Bist wohl sehr beschäftigt?“

Behram setzte sich wieder hin: „Na, was war denn so wichtig?“ Das Kind stand auf, stellte sich vor seinem Vater hin und steckte sein Handy in die Hosentasche. Behram maß seinen Sohn von unten bis oben mit einem Blick und fragte: „Wie groß bist du?“

„Ein Meter achtundsechzig. Willst du auch wissen, wie viel ich wiege? Ganz genau fünfundsiebzig Kilo“, antwortete der Junge mit einem Lächeln.

„Mann“, nuschelte Behram in sich hinein, „fast so groß wie ich und schwerer. Diese Generation kommt mir vor wie Zombies. Er ist gerade mal vierzehn; das machen alles die Hormone im Essen ...“ Als der Junge die Worte hörte, wurde er neugierig, schließlich hatte sein Vater in einer ihm unverständlichen Sprache geredet.

„Was hast du gesagt?“ „Ist nicht wichtig. Sag mal, was wolltest du wissen?“

Der Junge mit dem Doppelnamen saß wieder neben seinem Vater auf der Bank und fing an: „Ich, ich ... Wer bin ich eigentlich Papa?“

Behram war auf eine so einfache und zugleich komplizierte Frage nicht vorbereitet und dachte, der Junge wolle Rätselraten spielen.

„Weißt du immer noch nicht, dass du Joshua-Çem bist?“

„Nein, Papa, das ist kein Spaß, ich frage im Ernst. Du weißt doch, meine Oma ist Deutsche, Opa ist Pole, du bist Kurde. Also sag mal, wer bin ich?“

Behram antwortete mit einem Wort, das er gerade im Kurdisch-Kurs gelernt hatte: „Ezkiye.“ Darauf der Junge eilig: „Heißt so unser Volk?“ „Nein, das bedeutet auf Kurdisch ‚Wer bin ich?‘“

„Ich dachte, du kannst kein Kurdisch?“

„Stimmt, nach vierzig Jahren möchte ich es endlich lernen.“

„Dann sind wir Kurden, oder?“

Behram wusste, dass der Junge diese Frage einmal stellen würde. Eigentlich war es dafür fast schon zu spät. Sein Haar wurde immer dunkler und seine Augenbrauen immer dichter, wie die seines Onkels. Aber seine Haut blieb hell. „Eigentlich sieht er mitteleuropäisch aus“, dachte Behram.

„Nach meiner Meinung bist du zur Hälfte Kurde und zur anderen Hälfte Deutscher und Pole. Das ist aber gar nicht wichtig, sondern nur, was für ein Mensch du bist.“

Joshua beugte sich nach vorn:

„Das sagt meine Mama auch. Aber ich möchte zu *einem* Volk gehören.“

Darauf Behram: „Und als was fühlst du dich am meisten?“

„Na, ich glaube als Kurde.“ „Aber du bist hier geboren und deine Muttersprache ist Deutsch ...“

Çem rückte sich auf der Bank zurecht und wandte sein Gesicht zum See. Gerade landeten zwei Enten auf dem Wasser.

„Guck mal, Papa, alle Tiere, die auf dem See schwimmen, kann man Vögel nennen. Aber es sind Enten, Blesshühner und Schwäne.“

Behram traute seinen Ohren nicht. Sein Sohn, der sich für nichts anderes als Computerspiele zu interessieren schien,

dachte auch über andere Dinge nach. Was sollte er bloß darauf antworten? Für ihn selbst, wie für viele türkische Linke seiner Generation, war es nicht wichtig, zu einer Nation zu gehören. Wie hatte Marx gesagt? Die Ausgebeuteten haben kein Vaterland. Tatsächlich? Die Deutschen, egal ob rechts oder links, haben kein Problem, zu sagen, dass sie deutsch sind ...

Vor einem Monat hatte er Zoff auf seiner Arbeitsstelle. In der Mittagspause ging es um den neuesten Fall von Kindesmissbrauch, der in den Zeitungen breitgetreten wurde. Jörg, sein Kollege, der einen ungepflegten langen Zopf trug, nahm den Vorfall zum Anlass, zum wiederholten Mal über die Verhältnisse rund um das Mittelmeer zu philosophieren. Dort seien Kinder vor Missbrauch relativ sicher, dozierte er, weil es genug Fasel gäbe. Diese Ungeheuerlichkeit äußerte er in einem gewählten Deutsch in dem Glauben, dass der Betroffene seinen Geistesblitz nicht verstehen würde. Oh doch, er verstand, und zwar sehr genau! Behram geriet außer sich, nannte ihn einen Rassisten und Wiederholungstäter und war drauf und dran, seinen Teller mit dem vegetarischen Essen über Jörgs Kopf zu schütten. Die rechts und links von ihm sitzenden Kollegen konnten das im letzten Augenblick verhindern.

Das Ganze hatte am nächsten Tag im Büro des Chefs sein Nachspiel. Behram kannte Karl, den Chef, einen stolzen Achtundsechziger und Gewerkschafter, schon seit zwanzig Jahren. Nachdem er das Unternehmen mit seinen Weggefährten gegründet und seine Schäfchen ins Trockene gebracht hatte, verließ er zuerst seine Frau und kündigte dann den Weggefährten. Auch Behram drohte er mit Kündigung, sollte sich so etwas wie am Vortag noch einmal ereignen. Schließlich herrsche in Deutschland Meinungsfreiheit, und er hätte auch

gar nichts dagegen, wenn Behram ihn und alle Deutschen als Nazis bezeichnen würde. Nichts als Meinungsfreiheit sei das und fertig...

Die lange Redepause, in der Behram mit sich selbst beschäftigt war, gefiel dem Jungen nicht.

„Hey, Papa, du bist wieder total abgetaucht.“

„Ja, es hat etwas gedauert, aber da bin ich ja wieder“, gab Behram zurück. „Weißt du, es macht mich froh, dass Du mir vorhin so eine Frage gestellt hast. Also, nach meiner Meinung bist du auch ein Kurde, wie ich. Aber zuallererst musst du ein guter Mensch sein, human.“

Joshua-Çems Augen begannen zu leuchten: „Ja, Papa, ganz bestimmt.“ Und darauf begann er Behrams letzten Satz zu einer bekannten Melodie zu singen.

Und als das spontane Lied zu Ende war: „Darf ich dich noch was fragen, Papa?“

Behram stöhnte inwendig: „Na gut, ganz normal, der Junge will mich von allen Seiten kennenlernen.“ Dann hob er seine rechte Hand wie zum Schwur: „Ich verspreche feierlich, alle Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten.“ „Okay, Mann, ich glaub dir ja! Warum bist du eigentlich in dieses Land gekommen?“

Wieder so eine Frage, die Behram ganz und gar nicht erwartet hatte.

„Hm, schau mal, es wird gleich anfangen zu regnen. Was meinst du, sollen wir uns darüber das nächste Mal unterhalten?“

Als sie von der Bank aufstanden, fielen die ersten Tropfen.

Behram kam pünktlich zur verabredeten Zeit zur Bank unter der weißen Birke. Pünktlichkeit war nach dem Militärputsch zum Gesetz erhoben worden. Traf man sich mit Genossen, durfte man höchstens drei Minuten auf den anderen warten, um sich danach schleunigst aus dem Staub zu machen, denn überall lauerte die Polizei.

Da erschien auch schon Joshua-Çem auf der Bildfläche. Er trug eine Baseballkappe, hatte Kopfhörer auf den Ohren und sein weißes Smartphone in der Hand. Behram murmelte zu sich selbst: „Das ist auch die deutsche Pünktlichkeit.“ Der Junge hob seine linke Hand zum Gruß: „Hi, Alter, wie geht's?“

Anschließend beugte er sich hinab, küsste seinen Vater auf die Wange und sagte lächelnd: „Aha, die Jugos hast du auch wieder mitgebracht.“

Behram schaute nach rechts, und tatsächlich saßen sie wieder auf ihren Bänken. Wie die Vögel auf der Oberleitung saßen sie da, die drei Frauen und drei Männer, und brüllten mehr, als dass sie sich unterhielten.

Nachdem er sich hingesetzt hatte, fragte Çem: „Na, wo waren wir stehengeblieben, Papa?“ Behram antwortete mit einer Gegenfrage: „Was für eine Musik hörst du denn?“

Der Junge nahm die Kopfhörer ab, gab sie ihm, nannte den Namen der Band und sagte: „Hör selbst.“

Behram kannte die Gruppe nicht. Wie sollte er auch, wo doch die Musikindustrie nahezu täglich neue auf den Markt warf. Bestimmt war das auch eine von denen. Er setzte sich die Kopfhörer auf und nahm eine Mischung aus Rockmusik und Klassik wahr, an der er Gefallen fand.

„Nicht schlecht“, sagte er, als er seinem Sohn die Kopfhörer zurückgab. In diesem Augenblick landete eine große Krähe auf einem Ast über ihnen und machte wie zur Bestätigung: „Krah, krah.“

Es war ein sonniger Tag. Auf dem See schwammen Schwäne, Enten und ein paar Blesshühner träge vor sich hin. Man hatte den Eindruck, dass sie sich in der Sonne glücklich fühlten. Die Blüten der Kastanienbäume waren noch mehr aufgegangen. „Man soll dem Wetter in Deutschland und den deutschen Frauen niemals trauen, denn beide sind extrem wechselhaft.“ Behram erinnerte sich an diesen Spruch, den die Gastarbeiter der ersten Generation bei ihren Urläuben in der Heimat zum Besten gaben. Er lachte vor sich hin und dachte: „Für das Wetter mag das ja stimmen, aber was die Frauen angeht, bin ich mir nicht so sicher. Schließlich sind diese wunderbaren Wesen imstande, sich für ihre Rechte einzusetzen. Das hat unseren Leuten wohl nicht gefallen ... Ich jedenfalls ziehe meinen Hut vor den deutschen Frauen.“

Joshua-Çem wurde ungeduldig: „Na, Papa, sollen wir anfangen?“

Über ihnen war gerade ein Flugzeug auf dem Kurs zur Landebahn des nahegelegenen Flughafens, so dass die Frage des Jungen im Lärm fast unterging. Auf dem Heck des Flugzeugs prangte eine weiße Möwe auf rotem Grund, die Linienmaschine aus Istanbul landete jeden Tag zur gleichen Zeit.

Einmal hatte Behram selbst diesen Flug genommen, und als er auf sein Gepäck wartete, bemerkte er auf dem Band einen aufgeplatzten weißen Plastiksack, der seinen Inhalt preisgab. Grüne Bohnen hatten sich schon über das Gepäckband verteilt, ein Bild, das die wartenden Passagiere erheiterte. „Die

sind aus meinem Garten“, sagte eine Frau mit Kopftuch, als sie versuchte, die Bohnen wieder einzusammeln.

Der Junge schlich sich erneut in Behrams Gedanken: „Du wolltest mir erzählen, warum du nach Deutschland gekommen bist.“

„Ich wurde von der Militärpolizei gesucht, deshalb bin ich hier. Das hat dir deine Mutter bestimmt schon erzählt.“

„Ja, sie hat kurz davon gesprochen. Aber ich möchte jetzt die Story im Original hören. Was hast du denn angestellt? War das so ein großes Ding?“ „Ja“, entgegnete Behram. Çem rutschte näher an seinen Vater heran.

„Fecht? Hast du jemanden umgebracht?“ Nun rutschte Behram noch näher zu seinem Sohn heran und flüsterte fast verschwörerisch: „Noch schlimmer.“

Aus den weit geöffneten Augen des Jungen sprachen gleichzeitig Entsetzen und der Wunsch, noch mehr zu hören.

„Ich war einer von denen, die das Paradies auf Erden bauen wollten.“

„Was soll das heißen, Papa?“

„Wir wollten Freiheit und die gleichen Rechte für jeden in unserem Land. Und dann putschten die Generäle, machten Jagd auf uns und verschlugen unsere Organisationen. Zehntausende wurden gefoltert und in die Gefängnisse gesteckt, manche wurden zum Tode verurteilt und Tausende sind wie ich nach Europa geflohen. Das ist der Grund, weshalb ich hierhergekommen und geblieben bin.“

Joshua-Çem schaute auf den Boden und flüsterte: „Armer Papa.“ Seine Sprachlosigkeit hielt mehrere Minuten an.

„Es war wie in der Nazizeit, Papa, nicht wahr?“ „Ja, es gab Ähnlichkeiten“, antwortete Behram und fuhr fort:

„Das Militär ist schon längst nicht mehr an der Macht und wir politischen Asylanten können sogar wieder in die Türkei reisen. Nur für manche Kurden ist das immer noch nicht möglich.“

Der Junge hatte inzwischen einen Zweig in der Hand und krakelte im Sand vor seinen Füßen: „Ich glaube, du bist hier nicht zufrieden, Papa. Warum bist du damals nicht zurückgegangen?“

„Du stellst mir eine sehr schwierige Frage, mein Kleiner. Ich versuche, dir zu antworten, wenn wir uns das nächste Mal sehen, ok?“

Der „Kleine“ mit seinen ein Meter achtundsechzig nickte, setzte seine Kopfhörer auf und stellte sein Smartphone an. Als sich die beiden von der Bank erhoben hatten, ließ die Krähe im Baum über ihnen einen Klecks fallen, genau vor ihre Füße.

Im Aufwachraum standen die weißen Betten nebeneinander. Alles war weiß, von der Decke bis zum Fußboden. Ob es der Vorhof zum Paradies oder zur Hölle war, man wusste es nicht. Die Jalousie war heruntergelassen, im Zimmer herrschte Totenstille. Die Tür öffnete sich fast lautlos und eine Krankenschwester schwebte herein. Plötzlich sagte eine Stimme: „Sie sind hübsch.“ Ihre Augen suchten das Zimmer ab, fragend, woher die Stimme kam. „Glaub ihm nicht“, ließ sich der Pfleger vernehmen, der an dem Tisch neben dem Fenster saß, „das hat er sogar zu mir gesagt, als ich reinkam.“ Lächelnd ging die Schwester zu Behrams Bett, nahm seinen Arm und maß den Blutdruck. Als seine Augen sich wieder schlossen, hörte er wie durch eine Wutewand hindurch „134 zu 90, Puls ...“

Über Dersims Bergen steht die Sonne im Zenit, regungslos, wie ein Feuerball, und schickt ihre Glut hinunter auf die Erde. Behram springt von einem Berggipfel in die Tiefe und landet in der Niederung des Euphrat, direkt am Fluss, an dessen Ufern Birken stehen und sich üppige Wiesen erstrecken. Blumen wachsen ringsumher, und das Pfeifen eines Pirols wird durch die Luft getragen. „Bepuk“ macht es, überall ist sein Laut, aber der Vogel selbst ist nicht zu sehen. Behram beugt sich nach vorn und legt seine rechte Hand auf sein Herz, so, als ob er vor einem alten, weisen Mann stünde, und grüßt den Fluss. Seit Menschengedenken gibt der Fluss sein Alter und seine Geheimnisse nicht preis, aber sein Wasser spendet Leben, Freunden und Feinden gleichermaßen. Als er sich noch weiter hinunter beugt, um sein Gesicht zu waschen, sieht er plötzlich einen großen, blauen Spiegel vor sich. Für einen Augenblick schiebt sich eine graue Wolke darüber.

Nachdem sich die Wolke aufgelöst hat, taucht in dem Spiegel eine Herde auf. An ihrer Spitze springen die immer eiligen Ziegen, gefolgt von ruhig dahin trotgenden Schafen und am Ende laufen Kühe, denen es egal ist, ob sie irgendwo ankommen würden oder nicht. Hinter den Tieren erscheint ein etwa vierzehn Jahre altes Mädchen, einen dünnen Stock in der rechten Hand, ihre dichten blonden Haare stehen nach allen Seiten ab wie Stroh. Neben ihr läuft ein großer weißer Hund, seinen Kopf trägt er stolz und aufrecht in dem Bewusstsein, beim Hüten seine Pflicht getan zu haben. Ist das Mädchen nicht Behrams Großmutter, die Rebellin? Sie geht vorbei, ohne Behram zu bemerken.

Zwei Mädchen im gleichen Alter sitzen unter Weinreben, dunkle Trauben in den Händen und malen sich ihr Leben aus, wenn sie erwachsen sein würden. Es ist Sonntag. Sarah, die Armenierin, ist nicht zur Kirche gegangen, weil sie Gülbahar treffen wollte. Vom Weinberg aus ist das Dorf gut zu sehen. Es liegt still im tiefen Frieden des Vormittags, nachdem das Läuten der Kirchenglocken verklungen ist. Von der anderen Seite nähern sich Reiter, deren Galopp den staubigen Boden aufwirbelt. Als sie in Sichtweite sind, wird offenbar, dass das es ein Trupp osmanischer Soldaten ist. An ihrer Spitze reitet ein junger Offizier auf einem Schimmel, seine rechte Hand umklammert den an seinem Gürtel hängenden Säbel, bereit, ihn im nächsten Augenblick zu ziehen. An der Mauer des Kirchgartens machen sie halt, ein Soldat springt von seinem Pferd, rennt an die Spitze des Zuges und nimmt die Zügel des Offizierspferdes. Erst dann steigt der Kommandeur ab, wobei er darauf achtet, dass sein rechter Fuß zuerst die Erde berührt. Er bringt seine Uniformjacke und seinen roten Fes in Ordnung. Daraufhin schiebt er sich durch die Menge der Gläubigen hindurch und stellt sich neben den Priester, der vor

der Kirchentür steht. Der Offizier nickt nur mit dem Kopf, ohne ihm die Hand zu geben.

Jetzt lässt der Offizier, ein Leutnant, seine laute Stimme vernehmen, sie dringt bis zum Weinberg, aber es sind nur zusammenhanglose Sprachsetzen. Nach ein paar Minuten beginnt der Priester ins Armenische zu übersetzen. Zum Schluss wird eine Liste mit Namen verlesen und die Aufgerufenen machen sich auf den Weg zu ihren Häusern. Das Dorf liegt da, stumm und taub. Wer den Mut aufbringt, tritt vor die Tür und blickt auf seinen Nachbarn, der eilig in der Tür verschwindet. Die beiden Mädchen wissen, dass die osmanischen Soldaten, wenn sie ins Dorf kommen, nichts als Unglück zurücklassen. Auch sie rennen nun ins Dorf. Nach einer Weile kommen Sarahs Leute zur Familie von Gülbahar, um Abschied zu nehmen. Das Weinen und Wehklagen der Kinder und Frauen dringt bis zum Himmel. Soldaten rennen von Haus zu Haus und treiben die Menschen zur Flucht. Nach ein paar Stunden versammeln sich alle Familien, deren Name verlesen wurde, vor der Kirche und blicken fassungslos umher. Die sich auf Türkisch verständlich machen können, versuchen vergeblich, von den Soldaten Auskünfte zu erlangen. Es scheint, als ob die Männer mit den roten Fes und den sandfarbenen Uniformen nur drei Wörter sprechen können: „Ich weiß nicht.“

Der Priester fällt vor der Ikone des Heilands auf die Knie und versinkt in einem langen Gebet. Kommt jetzt die Zeit, in der wir alle das Martyrium am Kreuz erleiden müssen? Sein Kopf ist voller Fragen, auf die er keine Antwort findet. So erhebt er sich mühsam und schlurft nach draußen. Langsam dreht er den Schlüssel in der Pforte aus schwerem Nussbaumholz mit den geschnitzten Figuren. Er schließt den Kirchenraum ab, als ob er nur für ein paar Stunden fort sein würde. Den Schlüssel übergibt er dem

plötzlich vor ihm stehenden Leutnant, dessen Schnurrbartspitzen à la Kaiser Wilhelm nach oben gezwirbelt sind. Daraufhin befiehlt der Leutnant mit einer weichen Stimme, die nicht zu seinem Äußeren passen will, allen, deren Namen auf der Liste stehen, sich in Dreierreihen bereitzumachen.

Auf dem Vorplatz der Kirche stehen die Menschen mit Bündeln und Säcken voll mit ihren Habseligkeiten, stumm und mit Gesichtern, auf denen sich tausende Sorgen zeichnen. Zwischen ihnen kreisen die Soldaten mit aufgezplanten Bajonetten. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Gülbahar steht auf einem Mäuerchen, blickt den Menschen nach und winkt Sarah, deren Umrisse bald aus ihrem Blickfeld verschwinden. Die Armenier verlassen den Ort, in dem sie geboren wurden. Ihre Fußspuren bleiben auf der weichen Erde zurück. Nur ihre treuen Hunde begleiten den Zug bis zur Landstraße.

Nach vier Tagen erschien der tscherkessische Offizier in Begleitung einiger Soldaten erneut im Dorf. Dieses Mal wusste er genau, wo er haltmachen sollte. Vor der Kirche stieg wieder ein Soldat von seinem Pferd, um das Tier des Kommandanten am Zügel zu halten, damit auch dieser absteigen konnte. Der Offizier nahm den wohlproportionierten Bau aus hellem Stein zum zweiten Mal staunend wahr, zwirbelte seinen Bart, zog seine grüne Uniformjacke zurecht und lief mit gezogener Pistole zur schweren, figurenbedeckten Tür. Den Schlüssel hatte ihm der Priester bei seinem ersten Aufenthalt im Dorf aushändigen müssen.

Als sich seine Augen an das Dunkel des Innenraums gewöhnt hatten, schaute er sich um. Nichts hatte sich verändert. Er fühlte die Blicke der Heiligen auf sich gerichtet, auch der Erlöser schien ihn wahrzunehmen. Der kleine Tisch war noch da, der Taufstein und ebenso der schwere metallene Kerzenständer. „Erst die Griechen, danach die Armenier. Wer wird jetzt unsere Haare und

Bärte schneiden, uns schöne Kleider nähen ... und so prächtige Bauten errichten? Wo sollen wir nun all die Meister finden?’, schoss es ihm durch den Kopf, während er in das Büro des Priesters lief.

Der Raum war hell, so dass er alles gut sehen konnte. Er durchwühlte die Schränke und zog alle Schubladen auf. „Der Herr Priester hat alles vernichtet oder mitgenommen, was aus Papier bestand ... Hoffentlich schwimmen jetzt nicht alle Dokumente im Euphrat.“

Unwillkürlich erinnerte er sich an die Armenier des Dorfes, die er einer anderen Truppe übergeben hatte, im Armeejargon „Säuberungstrupp“ genannt. Er spürte einen kalten Windhauch seinen Rücken hinunterfahren, sein ganzer Körper erschauerte ein paar Sekunden lang. „Wir werden sie nach Syrien verfrachten“, hatte der Oberst der Truppe gesagt. Aber wer weiß, vielleicht sagte er nicht die Wahrheit und der Euphrat hat die Dorfbewohner mit sich fortgerissen ... wie das kleine Mädchen, das die Hand seines Bruders fest umklammert hielt und den Kommandanten lange aus seinen grünen Augen angestarrt hatte. Sie war bestimmt nicht älter als vier Jahre, genau wie seine eigene Tochter. Hätte er sie nicht adoptieren können, fragte er sich und eine Welle von Schmerz ging durch sein Herz. Waren es nicht auch die Angehörigen seines Volkes, Tscherkessen, die ihren geliebten Kaukasus verlassen mussten, um nach Anatolien gebracht zu werden? Zehntausende fanden dabei im Schwarzen Meer den Tod ... Und jetzt zwingt er anderen im Namen der osmanischen Regierung das gleiche Schicksal auf? Was ihm geschah, das tut er anderen an? ‚Ist das Recht‘, fragte er sich und hielt inne. Offenbar brauchte er Zeit um nachzudenken. Er ließ seinen Körper auf den geschnitzten Stuhl fallen, auf dem noch vor einem Monat der Priester gesessen hatte. Er nahm seinen Fes ab, warf ihn auf den

Tisch und stützte seinen Kopf, der plötzlich schwer wie ein Stein geworden war, in seine Hände.

Der Offizier wusste nicht, wie lange er so gesessen hatte. Sein Körper war bleischwer und hinderte ihn daran aufzustehen. Seine Augen waren gerötet, das Gesicht nass. Er hob den Kopf und schaute aus dem schmalen, länglichen Fenster. Wie im Traum hörte er das Wimmern von Kindern. Er dachte, das Geräusch käme von draußen, aber nach ein paar Minuten wurde das Wimmern lauter, und bald darauf schrien da offenbar Kinder, da, ganz in seiner Nähe! Schnell sprang er hoch, nahm seinen Fes und die Pistole und schlich leise aus dem Büro. In dem kleinen Korridor blieb er stehen und lauschte. Er öffnete die einzige Tür, die zu einem Raum führte, der als Küche genutzt worden war. Ein beißender Gestank schlug im entgegen. Und da, auf dem Fußboden, saßen auf einem Kelim zwei kleine Kinder. Ein Jahr waren sie höchstens alt. Die beiden trugen Sachen aus dem gleichen Stoff und um sie herum war der Fußboden übersät mit Resten von getrocknetem Obst und Kot. Zwei Schüsseln waren halb voll mit Trockenobst, auch eine andere Schüssel stand da, deren Boden noch mit Wasser bedeckt war und zwei achtlos hingeworfene Tassen. Es stank so penetrant, dass es der Offizier unterließ, durch die Nase zu atmen.

Die beiden Jungen, offenbar Zwillinge, schauten ihn mit großen angsterfüllten und zugleich neugierigen Augen an, und der Tscherkesse blickte hinunter auf die Kinder. Schnell zog er sich zurück in den halbdunklen Korridor, wo er sich übergeben musste. Halb betäubt blieb er stehen und zwang sich nachzudenken. Schließlich öffnete er von innen die schwere Kirchentür, was die draußen versammelten Soldaten zu ihren Waffen greifen ließ.

„Keine Angst, hier gibt es keine Geister“, rief der Offizier beim Anblick seiner Mannschaft. Er lief auf die Rückseite des Gebäudes, wobei ihm zwei Männer aus der Truppe folgten. „Was soll ich mit diesen Kindern machen“, schoss es ihm durch den Kopf. „Ich kann die beiden doch nicht einfach adoptieren, meine Frau würde das nicht wollen. Obwohl, vielleicht könnte ich sie zu einem überreden. Und der Gouverneur will diese Kirche abreißen, dieser stumpfsinnige Kerl! Wie kann man ein so schönes Gebäude dem Erdboden gleichmachen? Man sollte lieber daneben ein Minarett bauen und die Kirche als Moschee nutzen. Man könnte auch ein paar sunnitische Familien hierher übersiedeln ... Ich muss mit meinem Obersten darüber reden. Der muss bei dem Gouverneur seinen Einfluss spielen lassen. Aber erstmal muss das Problem in der Küche gelöst werden.“

Er blieb stehen und schaute sich um: Tatsächlich, die Soldaten waren noch immer hinter ihm. Ein kurzer Befehl nur und seine beiden Schatten trollten sich zu den Pferden. Als der Offizier den Kirchgarten verlassen hatte, trugen ihn seine Beine wie von selbst zu einem Haus, das am Ende des Dorfes stand.

Vor seinem Haus saß unter einem Walnussbaum der Dede, das geistliche Oberhaupt der im Dorfe wohnenden Alawiten. Er blickte in die Ferne, während er seinen dichten, weißen Schnurrbart zwirbelte. Erst nahm er nur einen roten Punkt wahr, der sich auf ihn zu bewegte, den Fes eines Soldaten, um bald darauf die ganze Silhouette des Offiziers zu sehen. „Hayirdir inshallah, hoffentlich geht das gut“, sagte er zu sich selbst. Als der Offizier vor ihm stand, schnellte der Dede hoch, so gut das in seinem Alter ging, und legte seine Hände vor seinem Bauch übereinander.

„Bitteschön, Herr Kommandant ... willkommen“, sagte er und bot seinen Stuhl zum Sitzen an. Noch im Stehen fragte der Offizier: „Bist du Hasan Dede?“ Und der andere flüsterte leise: „He.“

Nach dieser kurzen Antwort blickte sich der Tscherkesse um, und als er sich überzeugt hatte, dass sie allein waren, zeigte er auf den leeren zweiten Stuhl und gebot dem Dede, sich zu ihm zu setzen. Er beugte sich zu ihm und sprach leise und langsam, damit der Kurde die türkischen Worte auch richtig verstehen konnte.

„Hör mir gut zu ... Ich werde dir ein Geheimnis anvertrauen. Außer dir und deiner Frau darf niemand davon wissen.“

Der Offizier machte eine kurze Pause und ließ seine blauen Augen auf dem Dede ruhen. Dann forderte er ihn auf, bei seinem Glauben zu schwören, dass es ein Geheimnis bleiben würde. Der alte Mann sagte dem Offizier alles zu. Und dieser glaubte ihm. Wenn die Alawiten auf ihre Heiligen schwören, würden sie sich an den Schwur halten, selbst wenn es ihr Leben kostete. So erfuhr der Dede von den beiden Jungen. Bevor der Kommandant ging, zog er aus seiner linken Jackentasche den großen, schweren Schlüssel der Kirche heraus.

„Nimm den Schlüssel. Noch in dieser Nacht, wenn niemand dich sehen kann, hol die Kinder zu dir. Ein paar Tage soll niemand davon wissen. Dann geh zu einem anderen Dorf, deine Verwandten besuchen. Wenn du zurückkommst, kannst du sagen, dass du die beiden aus dem anderen Dorf zur Pflege bei dir aufgenommen hast. Oder denk dir eine andere Geschichte aus. Wir müssen die Kinder retten, hörst du? Solange ich in diesem Gebiet bin, werde ich dir jeden Monat etwas Geld geben. Aber auch, wenn man mich von hier abkommandiert, werde ich es einrichten, nach den beiden zu sehen. Vergiss nicht, wir haben gegenüber den Armeniern eine große Schuld auf uns geladen. Und wenn wir diese Mission erfüllen, kann Gott uns vielleicht verzeihen.“

Zum Verlag

Unsere Bücher, Projekte und Veranstaltungen sind da, um Mut zu machen, Hoffnung zu spenden, Ihnen ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, Kinder zu fördern und die Welt ein klein bisschen schöner zu machen.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://www.verlag-andreaschroeder.com/>

Verlag Andrea Schröder,
Inhaber Jens Koch



Wir machen die Welt
ein klein bisschen schöner.